

Träume

Leo Ernst war kaum zur Tür herein, als das Telefon klingelte. In den Händen hielt er zwei Einkaufstüten, unter dem Arm klemmten Schirm und Tageszeitung. Als die schwere, hölzerne Eingangstür ins Schloss fiel, wusste er, dass ein anstrengender Tag an der Hochschule hinter ihm lag. Er hatte die naive Vorstellung, mit einem blutigen Steak und einem guten Rotwein der restlichen, verbleibenden Zeit eine Wende geben zu können. *Nein, dazu passt das Telefon nicht, soll es doch klingeln*, dachte er. Elea konnte es nicht sein, mit ihr hatte er bereits am Morgen telefoniert. Wahrscheinlich war es jemand von der Hochschule oder ein penetranter Student. Wie sehr war er dessen überdrüssig. Jeder Tag eine Wiederholung des vorangegangenen – in mehr oder weniger farblosen Varianten und immer anstrengender. War er schon so nahe am Burn-out? Oder was hatte dieses dumpfe Gefühl in ihm sonst zu bedeuten?

Den ganzen Tag schon dachte Leo Ernst immer wieder an einen Traum, den er in der Nacht zuvor sehr intensiv empfunden hatte, zu dem er aber die Bilder nicht mehr zusammenbekam, auch wenn er es noch so sehr wollte. Dafür waren ihm die Glieder zu schwer, das Kolloquium zu ermüdend, die Studenten zu anstrengend gewesen. Er war erschöpft und sehnte sich nach Ruhe. Noch bevor er die Pfanne auf den Herd stellte, holte er einen Côte du Rhône Village aus dem Regal, entfernte den bleiernen Verschluss und trieb die spitze Spirale in den Korken, den er mit einem ungeduldigen Plopp aus dem Hals der Flasche befreite. Schon der erste Schluck schien ihm etwas von der verloren gegangenen Energie zurückzugeben. Oder war es nur eine vertraute Gewohnheit?

In der Hand das obligatorische Glas mit dem tiefroten,

fast schwarzen Wein setzte er sich in seinen Wassily Chair, für den er wegen der unbequemen Sitzhaltung ein spezielles Kissen hatte anfertigen lassen. Abwesend und in Gedanken verloren blätterte er mit der anderen Hand in der Zeitung. *Was war das nur für ein Traum gewesen, der ihm nicht aus dem Kopf gehen wollte?* Noch einmal dachte er intensiv darüber nach, längst hatte er das Steak vergessen und schenkte sich noch ein Glas Wein nach.

Leo Ernst liebte es zu träumen, er liebte die Fantasie, die Regie und das Drehbuch, mit dem sein Unbewusstsein spielte.

Die verrücktesten Bilder waren schon in ihm aufgestiegen. Manchmal schienen sie so überzeugend und real, dass etwaige Zweifel an ihrer tatsächlichen Existenz gar nicht aufkommen wollten. Die zeitweise verschwimmende Trennungslinie zwischen Wirklichkeit und Fiktion bereite ihm bis gestern nicht das geringste Unbehagen, eher begeisterte sie ihn. Seit heute aber empfand er sie als beunruhigend und beängstigend.

Den Traum von gestern Nacht konnte er nicht mehr rekonstruieren. Diesem Traum erging es wie den meisten Träumen: Schonungslos einem gleichgültigen Schicksal ausgeliefert verflüchtigten sich ihre Bilder wie die Frühnebel im Herbst nach den ersten Sonnenstrahlen. Einen Traum jedoch hielt Leo schon seit Langem fest, ganz so als wäre er ein auswendig gelerntes Gedicht. Unmittelbar nachdem er ihn geträumt hatte, spulte er ihn immer wieder ab, wie einen Videofilm, den er so unwiderruflich in sein Gedächtnis brannte.

Er träumte diesen Traum im griechischen Haus. Dort herrschte eine Stille, die so still war, dass sie in ein Rauschen umschlagen konnte. Eine solche Stille war in Berlin nicht zu haben. Zwischen halb sieben und neun Uhr hatte er diesen Traum heute Morgen zum wiederholten Mal geträumt. Das wusste er deshalb so genau, weil der kleine Wecker seiner